

IRAPUATO

DAS BÖSE IST ÜBERALL

Xabier Montoia

Übersetzung: Gabi Schwab

SIE solle ein Schwesterchen für mich bekommen, habe ich Mama gebeten. Sie sah mich ein wenig verwundert an, aber eine Antwort gab sie mir nicht. In ihren Augen bemerkte ich ein Schimmern, das ich gut kenne. Das gleiche, das mir an ihr aufgefallen war, als sie Haritz' und Oihanes Vater umgebracht hatten. Sie drehte sich zum Fenster. Da wurde mir mulmig.

Nicht weinen, Mami.

Nein, Liebes. Heute nicht. Mach dir keine Sorgen. Zu gerne würde ich ein Schwesterchen für dich bekommen. Papa und ich haben oft darüber gesprochen. Aber solange die bösen Männer um uns herum sind, können wir da nichts machen.

Auch ich war kurz davor zu weinen. Die bösen Männer. Immer werden sie hinter uns her sein. Ihretwegen waren wir hierher gekommen. Ihretwegen werden wir von hier wieder fortgehen müssen.

Auf der anderen Seite des Ozeans gibt es keine bösen Männer, hatten sie mir am Flughafen versprochen. Ich hatte halb geschlafen, aber ich erinnere mich genau.

An jenem Abend hatte Mama mich nach dem Essen nicht zu Bett gebracht. Sie zog mich zum Ausgehen an, setzte mir die rote Mütze auf den Kopf und wickelte den Schal um meinen Hals. Papa stellte das Wohnzimmer mit Koffern und Taschen voll.

Da ist er, sagte er plötzlich vom Fenster aus.

Mich nahm er auf den einen Arm und mit der anderen Hand den riesigen Koffer.

Lass das Licht an, sagte er zu Mama.

Es regnete. Ein Freund von Papa, den ich nicht kannte, kam zu uns und half uns, die Koffer zum Auto zu bringen.

Ist dir kalt?, fragte mich Mama.

Nein.

Ein starkes kleines Mädchen habt ihr da. So ist es doch, oder? Papas Freund lächelte mir zu.

Dann ließ er das Auto an.

Wohin fahren wir, Mama?, wagte ich zu fragen, als ich den Eindruck hatte, dass Papa und sein Freund uns nicht hören konnten.

Wir machen eine Reise, antwortete sie. Wir werden den Ozean überqueren.

Und gibt es da böse Männer?

Damals sagte sie mir, dass der Ort, an den wir fahren würden, zu weit weg sei, bis dorthin könnten sie nicht kommen.

Ich glaube, wir fuhren die ganze Nacht. Als ich aufwachte, ging gerade die Sonne auf. Der Himmel war ganz rot, als hätte ein böser Mann auf ihn geschossen und ihn in Blut getaucht.

Schlaf weiter, sagte Mama, während sie meinen Kopf in ihren Schoß legte. Ich sage dir Bescheid.

Ich hielt die Augen weiter geschlossen. Während ich mich schlafend stellte, lauschte ich den von draußen kommenden Geräuschen, zum Beispiel denen von Autos auf regennassen Straßen. Es waren viele Autos unterwegs. Wir waren sicher in einer großen Stadt. So groß wie Bayonne, mindestens. Vielleicht auch so groß wie Pamplona, wenn man dem glaubte, was Papa so oft erzählt hatte. Lange Zeit hörte ich dieses Geräusch. Und ich freute mich, als ich spürte, dass die Geschwindigkeit des Autos langsam abnahm.

Irati!, rief Mama.

Wir waren am Flughafen angekommen.

Unser Fahrer umarmte Papa und Mama. Auch damals hatte Mama dieses Schimmern in den Augen. Mich küsste er auf die Wangen.

Kopf hoch!, rief er uns dreien zu, während er die Autotür hinter sich zuwarf.

Wir standen da und sahen ihm nach, bis ihn der morgendliche Verkehr endgültig verschluckt hatte.

Gib mir die Hand und sei brav, sagte Papa, als wir das Flughafengebäude betraten. Alles darin beeindruckend, überwältigend, und auf dem Weg durch die Gänge dort brauchte man nicht einmal zu gehen, um vorwärts zu kommen. Auf den Treppen war es genauso. Ohne ein Bein zu heben, ging es nach oben. Viele Menschen liefen dort hin und her. Einige rannten. Andere saßen und wieder andere lagen auf den Bänken und schliefen. Menschen aller Art. Menschen verschiedener Farbe und unterschiedlichen Aussehens.

Papa nahm die Koffer und Taschen und gab sie einer blau gekleideten Frau.

Fertig!, freute er sich, als er zurückkam. Wir müssen sie erst wieder abholen, wenn wir in Mexiko ankommen.

Wie lange dauert es noch?, fragte Mama.

Anderthalb Stunden.

Wir setzten uns. Fast direkt über uns hing ein Fernseher. Aber auf dem sah man keine Menschen, sondern gelbe Zahlen und Worte. Papa erklärte mir, dass dort angezeigt würde, wann die einzelnen Flugzeuge starten. Auf diesen Bildschirm starteten wir, bis Papa plötzlich sagte: Gehen wir!

Wie im Baskenland trugen auch die dortigen Polizisten blaue Uniformen, dunkler als die der Frau, die die Koffer entgegen nahm. Ich erkannte sie von Weitem.

Die Bullen!, wollte ich Papa und Mama warnen.

Keine Angst, mein Schatz. Die tun uns nichts.

Papa drückte meine Hand.

Polizisten erschrecken mich. Sie sind böse. Genauso gemein wie die bösen Männer. Vom gleichen Schlag, meinen Papa und Mama.

Wie Papa gesagt hatte, taten sie uns nicht Böses. Sie ließen uns einfach durch. Als ich an ihnen vorbeiging, legte mir einer die Hand auf den Kopf und sagte etwas zu mir. Ein Schaudern durchfuhr mich. Ich glaube nicht, dass der Polizist es merkte. Papa ja, bestimmt. Deshalb gab er mir diesen kleinen Schubs, damit sie mein Zittern nicht bemerkten.

DIE Tage, die ich am liebsten mag, sind die Wochenenden. Ich muss nicht in die Schule und unser Häuschen, das *Ranchito*, füllt sich mit Menschen. Mama bereitet Tortillas und andere Sachen zu und Papa bedient an den Tischen. Ich helfe den beiden. Samstags und sonntags schieben wir die Betten hinter dem Haus zusammen. Die drei langen Tische, die wir die übrigen fünf Tage dort aufbewahren, stellen wir im großen Zimmer auf. Sie sind aus Holz, Papa hat sie gemacht.

Die meisten, die zu uns kommen, sind aus der Umgebung, obwohl gelegentlich auch mal jemand aus der Stadt vorbeischaut. Koldo und Rikardo erscheinen jeden Sonntag. Sie setzen sich immer in die gleiche Ecke. Papa setzt sich zu ihnen, sobald er den Kaffee serviert hat. Lange können sie so da sitzen und sich unterhalten. Sie reden über das Baskenland. Die Mexikaner schauen in der Zwischenzeit im Fernsehen Fußball. Auch Koldo und Rikardo mögen Fußball, aber sie sprechen nur darüber, wenn Don Manuel Bilbao da ist. Auf Spanisch.

Don Manuel Bilbao ist kein Baske, auch wenn er das Gegenteil glaubt. Sein Vater, ja, der wurde im Baskenland geboren. Don Manuel nicht, Don Manuel ist aus Guanajuato. Das habe ich Papa sagen hören. Er ist alt. So alt wie mein Opa aus Atarrabia. Und reich. Koldo und Rikardo mögen ihn nicht besonders.

Ein Angeber ist das, sonst nichts, sagen sie. Dem kann man nicht trauen.

Das mag ja alles sein, was ihr da sagt, aber wir verdanken ihm eine Menge, verteidigt Mama Don Manuel.

Papa stimmt ihr zu. Das sei wahr. Wer weiß, wo er jetzt wäre, wenn Don Manuel damals nicht eingegriffen hätte.

Wir wissen alle, wovon er spricht.

Wie immer hatten mich meine Eltern auch an jenem Tag abgeholt. Als wir auf dem Heimweg aus der Stadt herausfahren, hielten sie uns bei einer Polizeikontrolle an. Papa passte immer auf beim Fahren, um sofort umdrehen zu können, wenn er eine Kontrolle sah. Ich weiß nicht, was mit ihm los war, aber diese bemerkte er erst, als wir direkt davor standen. Zu spät. Sie fragten ihn nach seinen Papieren.

Sie müssen mit uns kommen, sagte der, der wie der Oberpolizist aussah.

Papa fuhr mit der Hand in die Hosentasche. Er zog ein paar Scheine heraus und streckte sie dem Polizisten hin. An jenem Tag aber wollten sie sie nicht annehmen.

Als die Polizisten mit Papa weggegangen waren, setzte sich Mama ans Steuer.

Keine Angst, Liebes!, sagte sie zu mir, wie immer.

Sie presste die Lippen zusammen und trat aufs Gaspedal.

Sie wusste, wohin sie fahren musste.

Zügig waren wir bei Don Manuel. Das Dienstmädchen öffnete uns die Tür und wies uns an zu warten, sie werde den Hausherrn holen.

Don Manuels Haus ist beeindruckend. Außen aus robusten Steinen und innen aus Holz. An den Wänden hängen viele Bilder:

Landschaften, Blumen..., herrliche Vasen, gefüllt mit weißen und roten Blumen.

Was ist geschehen?

Mama nannte Papas Namen. Mehr sagte sie nicht. Ihr Schluchzen hinderte sie daran. Auch ich begann zu weinen.

Beruhigen Sie sich doch, bitte. Diesen traurigen Zwischenfall werden wir schnell regeln, versprach uns Don Manuel.

Da hörte Mama auf zu weinen.

Ich werde ein paar Anrufe tätigen und Sie werden sehen, wie schnell er wieder bei Ihnen ist, fügte er hinzu. In der Zwischenzeit schicke ich Ihnen Lidia.

Lidia war das Dienstmädchen, das uns die Tür geöffnet hatte. Sie trug ein Tablett. Süßen Wein für Mami und ein Glas Milch und so etwas Ähnliches wie süße Stückchen für mich.

Mama trank ihr Glas schnell aus. Ich dagegen aß zwar die Stückchen, aber die Milch ließ ich fast unberührt stehen.

Ich habe es Ihnen ja gesagt! Don Manuel war zurückgekommen. Es war komplizierter als ich gedacht habe, aber er wird unverzüglich hier sein.

Und so war es auch.

Von da an war Papa mehr als wachsam. Sobald er Polizisten sah, schlug er sofort einen Schleichweg ein, so wie sie es im Fernsehen tun. Mir würde das ja gefallen, wenn es dabei nicht um Papa ginge. Es geht ihm schlecht dabei. Mami auch, wenn sie auf uns wartet. Und mir auch, wenn ich sehe, dass sich die beiden Sorgen machen.

Zur Schule bringen und von der Schule abholen. Zwei Fahrten hin und zurück an jedem Wochentag. Zwei Mal in Gefahr wegen mir.

Ich mag die Schule nicht. Mich mögen sie dort auch nicht. *Pelona* nennen sie mich, *Glatzkopf*, trotzdem muss ich hingehen.

Papa und Mama haben Angst. Die Schule hat hohe Mauern. Dort sei ich sicher, denken sie, dort würde man mich nicht entführen. Es schaudert sie, wenn sie von den Verschwundenen hören, wenn wir zum Supermarkt gehen und sie an den Glastüren die Fotos dieser Mädchen und Jungen sehen. Deshalb halten sie mich immer fest an der Hand. Weil in dieser Gegend scharenweise Kinderdiebe umherlaufen. Die machen schreckliche Dinge mit den Kindern, heißt es. Sie töten sie und reißen ihnen Teile des Körpers heraus, um sie dann zu verkaufen. An die *Gringos*, an die Krankenhäuser dort. Alles mögliche: Leber, Nieren, Herzen...

Deshalb mag ich die Wochenenden lieber: keine Schule, keine unverhofften Polizeikontrollen. Endlich können sie einmal unbesorgt sein.

Und das sind wir alle. Unbeschwert. Glückliche. Besonders, wenn sich die Tische füllen. Dann röten sich Mamas Wangen. Ich freue mich natürlich auch. Am Montag haben wir dann Geld, um in den Supermarkt zu gehen. Ich gehe gern dorthin mit Papa und Mama. Wenn ich könnte, würde ich den ganzen Tag dort verbringen. Die Gänge dort haben einfach kein Ende. Die Sachen in den Regalen auch nicht. Es sind Tausende. Ganz verschiedene und in vielen Farben. Mama jedoch kauft immer das Gleiche: Bohnen, Reis, Maismehl, Kaffee... Sie meint, alles andere sei Nascherei. Jedenfalls das, was ich möchte.

Ich kaufe das nicht, weil wir dafür kein Geld haben und Naschereien außerdem schlecht für die Gesundheit sind. Wenn du das isst, fallen dir die Zähne aus.

Deshalb hat Humberto keine Zähne? Weil er Naschereien gegessen hat?

Nein. Das sei das Alter.

Das Alter? Mamas Antwort erstaunte mich. Der Opa aus Atarabia ist auch alt und ihm fehlen keine Zähne!

Atarrabia ist weit weg, Liebes, sagte sie, als ob ich das nicht wüsste.

Denn soviel weiß ich schon. Papa hatte es mir einmal in dem Atlas gezeigt, den Koldo uns geschenkt hat. Er hatte mit dem Finger neben Guanajuato getippt: hier sind wir. Dann zog er ihn nach rechts, und quer über eine blau gefärbte Fläche erreichte er Europa. Den Zipfel Europas. Den Ort, an dem ich gerne wäre.

Als wir in Baigorri lebten, hatten wir immer eine Unmenge Besuch. Die Großeltern kamen, Onkel und Tanten... Seit wir von dort fliehen mussten, hat uns einzig und allein Onkel Patxi besucht. Und das auch nur ein Mal. Da sieht man, wie weit weg wir sind.

Er brachte viele Sachen mit. Den Schlehenlikör, den Papa und Mama trinken – manchmal, und nur mit Koldo und Rikardo. Bücher und Zeitschriften. Briefe und Grüße von Freunden, die wir lange nicht mehr gesehen hatten. Mir brachte er Anzihsachen mit. Sehr schöne, von meiner Cousine Arantxa. Schade, dass ich sie nicht am Wochenende anziehen darf. Sie sind wohl für die Schule.

Die Schule. Es wäre besser, wenn ich da nicht hinginge. Für mich und auch für Papa und Mama. Sie hätten mehr Geld und weniger Kopfzerbrechen. Aber es ist vergebens. Ich kann sie einfach nicht überzeugen.

Ihr mögt doch die Nonnen auch nicht, sage ich ihnen. Das hab ich euch mehr als einmal sagen hören.

Das stimmt, aber solange du dort bist, wissen wir, dass du sicher bist, dass dir nichts geschehen wird.

Was für ein Argument! Doch alles, was ich ihnen erzähle, ist vergebens. Sie nehmen mich nicht ernst. Ich habe ihnen das mit den Haaren erzählt, aber sie sind noch immer so kurz wie früher. Als ich ihnen erklärte, dass sie mich in der Schule deswegen auslachen, sagten sie, das seien Albernheiten, nichts als Kindereien, und dass sie mich dort schon bald nicht mehr so beachten würden.

Kurzes Haar ist viel besser sauber zu halten, sagten sie. Was kann sich nicht alles in diesen Mähnen verstecken?

Ich hätte gern Marias Haar. Es ist tiefschwarz und reicht ihr bis über die Schultern. Oder Jennifers herrliche Locken. Oder aber Lolitas Zöpfe, die ihre Mutter jeden Morgen flicht.

Die Mutter dieser Lolita wird nichts anderes zu tun haben. Ich dagegen schon, erwiderte Mama. Außerdem, willst du dich etwa auch so anziehen wie sie? Blau und rosa?

Ja.

Dann könntest du nicht mit den Hunden rumtoben.

Warum nicht?

Geh mal zum Spiegel und schau dich an. Von Kopf bis Fuß machen dich die Hunde jeden Tag schmutzig.

Sie lieben mich. Von Weitem erkennen sie das Geräusch des Autos und sobald sie es hören, beginnen sie zu bellen. Noch bevor sie uns sehen. So begrüßen sie mich, wenn ich von der Schule zurückkomme. Und kaum hält das Auto an, drücken sie ihre Schnauzen gegen die Scheibe auf meiner Seite. Manchmal kann ich kaum die Tür aufmachen, und sowie ich aus dem Auto steige, stürzen sie sich auf mich.

Stell dir vor, du würdest statt der dunklen Hosen diese hellen Kleider der Mädchen aus der Schule tragen!

Schnipser heißt der eine, der kleine. Der andere Schnalzer. Die Namen haben Mama und ich ihnen gegeben. Gleich als Humberto sie brachte. Sie stammen aus einem Lied, das wir in Baigorri oft gehört und gesungen haben.

Ein Schnipser und Schnalzer

Rose und Nelke

Wein trinken können sie besser...

Seit wir hier sind, hören wir wenig Musik. Nur im Fernsehen. Aber die beachten wir gar nicht. Ich denke immer noch daran, wie wir hier ankamen und das erste Mal die Kassetten hörten, die wir aus dem Baskenland mitgebracht hatten. Mama war in Tränen aufgelöst, bevor das zweite Lied begann. Und ich mit ihr. Als Papa uns so sah, wollte er etwas sagen. Er öffnete den Mund, doch er bekam nur einen erstickten Ton heraus. Wir versuchten es ein weiteres Mal, aber es geschah das Gleiche. Ein drittes Mal gab es nicht.

Singen dagegen, das tun wir oft. Vor allem Mama und ich. Wir singen die Lieder aus der Zeit, als wir in Baigorri lebten. Die, die ich mit Haritz und Oihana gesungen habe. Das Lied von Pintxo, dem Hund, oder die der Clowns Txirri, Mirri und Txiribiton.

Papa singt nicht so gerne wie wir. An besonderen Tagen tut er es manchmal. Mit Koldo und Rikardo, immer dann, wenn sie von dem Schlehlikör getrunken haben, den mein Onkel mitgebracht hat. Dann singen sie aus vollem Herzen. Wenn sie mit einem Lied fertig sind, beginnen sie das nächste. Machen sie mal eine Pause, dann um die trockenen Lippen und Kehlen anzufeuchten. Wenn sie so am Tisch sitzen und singen und trinken, werden ihre Stimmen immer lauter. Immer schneller bringen sie die Worte hervor. Bis sie mit dem letzten Lied beginnen. Ich sage das letzte, weil es immer das letzte ist. Ich höre die ersten Worte und weiß, dass die Vorstellung kurz vor ihrem Ende ist. Gleich wird einer von ihnen, wenn nicht alle drei, anfangen zu schluchzen. So traurig ist die Melodie. Draußen werden die Hunde heulen, als seien sie Wölfe.

*O holde Mutter Baskenland
Traurig zieh ich in fernes Land...*

SCHNIPSER und Schnalzer kläfften wie wild. Das erste Mal hielt ich sie für Touristen. Sie kamen in zwei Wagen. Nachdem sie am Wegrand gehalten hatten, blickten sie um sich, als hätten sie sich ver-

fahren. Ich konnte sie fast nicht erkennen. Die Sonne hinderte mich daran. Außerdem stiegen sie sofort wieder in die Autos und fuhren davon. Ich glaube, sie haben untereinander geredet, aber ich habe nichts verstanden.

Mama war im Haus. Sie arbeitete. Als sie herauskam, sah sie nur noch die von den Autos aufgewirbelte Staubwolke.

Was war das?

Nichts, antwortete ich. Jemand, der sich verfahren hat.

Diese Hunde! Mama ging wieder an ihre Arbeit.

Ein paar Tage später tauchten sie wieder auf. Diesmal sah ich sie etwas besser. Es waren vier oder fünf. Sie verhielten sich genauso, wie beim letzten Mal. Sie stiegen aus, sahen vom Weg aus zu uns herüber und stiegen wieder ein. Mama kam schreiend zu mir, fasste mich um die Schultern und brachte mich ins Haus. Eilig schloss sie Türen und Fenster. Sorgfältig. Erschrocken. Ohne mich auch nur einen Moment loszulassen, holte sie das Messer vom Küchentisch, das wir zum Fleischschneiden benutzen, und so blieben wir dort stehen. Die Augen größer als Pfannkuchen, die Ohren gespitzt, ohne mehr hören zu können, als das wahnsinnige Klopfen unserer Herzen. Umsonst bangten wir, wann wir draußen Geräusche vernehmen würden.

Wir warteten lange. Stunden. Bis Papa nach Hause kam. Er erschrak fürchterlich, als er bemerkte, dass die Türen und Fenster unseres Hauses verriegelt waren. Und mehr noch, als er Mama und mich sah. Wir sahen nicht gut aus. Auch sein Aussehen war nicht gerade elegant. Er arbeitete als Maler und abends tauchte er oft voller Farbspritzer hier auf. An jenem Tag kam er besonders schmutzig zurück, weiße Farbkleckse auf dem Haar, rote rund um den Mund. Er sah aus wie Txiribiton. Und hätten wir nicht solche Angst gehabt, wir wären in schallendes Gelächter ausgebrochen, als er auf uns zukam.

Am Abend, als Papa mit dem Abendessen fertig war, beugte sich er unter das Bett. Er zog einen roten Pappkarton hervor. Ich kannte ihn. Ich wusste, dass er darin eine Pistole aufbewahrte. Humberto hatte sie ihm geschenkt.

Du musst sie nehmen, hatte er ihm gesagt. Wir alle hier haben eine. Hier wimmelt es von Dieben, von *Banditos*. In unserer Gegend treiben sich unzählige *Coyotes* herum, Menschenhändler, und ihr werdet etwas brauchen, um euch zu schützen.

Am Anfang hatte Papa nein gesagt, er würde sie nicht nehmen.

Ihr braucht sie nicht?, hatte Humberto gelacht. In einem Monat werden wir sehen, ob ihr sie braucht oder nicht. Ihr habt eine kleine Tochter und in dieser Ecke hier sind Kinder schnell verschwunden.

Nach Humbertos Worten war Papa nachdenklich geworden. Er hatte mich angeschaut. Dann Mami.

Vielen Dank. Damit hatte er schließlich den Karton angenommen, den Humberto mitgebracht hatte.

Humberto ist alt, wirklich alt, viel älter als Opa oder Don Manuel. Er ist bestimmt hundert Jahre, mindestens.

Ihr wisst ja, wenn ihr irgendwann bemerkt, dass ein Unbekannter ums Haus schleicht, dann blast ein bisschen Blei in die Luft und ihr werden sehen, wie schnell er sich davon macht!

Papa öffnete den Karton, nahm die Pistole heraus und machte sich daran, sie zu reinigen. Er tat das von Zeit zu Zeit, immer nach dem Abendessen. Er zerlegte sie in ihre Einzelteile, reinigte sie, fettete sie und mit dem Zipfel eines Tuchs brachte er jedes einzelne Teil zum Glänzen.

Wenn wir im Baskenland wenigstens so eine gehabt hätten!, entfuhr es Papa; sicher betrachtete er dabei die Waffe in seiner Hand.

Er sagte das zu Mama. Ich lag um diese Zeit schon im Bett und hörte es von dort aus. Genau wie ich kurz darauf den Knall eines

Schusses hörte. Oder das Zuschlagen der Tür, als Papa von draußen zurückkam. Auch zu Bett gehen hörte ich sie.

Im Bett reden sie immer lange. Sie sprechen leise, um mich nicht zu wecken. Aber ich schlafe nicht, auch wenn ich die Augen geschlossen habe. Oft geht es dabei um Erinnerungen aus der Zeit, als wir in Baigorri lebten.

Genauso ist es, wenn Koldo und Rikardo kommen: Früher oder später fangen sie davon an. Zum x-ten Mal erwähnen sie die Namen ihrer ermordeten Freunde: Peru, Juan Mari, Mikel... Sie können sie nicht vergessen. Sie können nicht vergessen, wie sie umgebracht wurden: in der Kneipe, an der Arbeit, vor den Augen ihrer Kinder. Die meisten habe ich nicht gekannt. Einige andere dagegen muss ich wohl gekannt haben. Aber ich entsinne mich nicht an sie. Der Vater von Haritz und Oihane ist der einzige, an den ich mich noch richtig erinnere. Er war ein guter Freund meiner Eltern und außerdem wohnten sie damals ganz in unserer Nähe. Er brachte uns drei manchmal zur Schule. So wie Mama auch. An einigen Morgen setzte sie mich hinten ins Auto und wir fuhren die anderen abholen. Das war natürlich, bevor die bösen Männer auftauchten.

VOR einer Woche besuchten sie uns das letzte Mal. Sie kamen am Nachmittag. Zur gleichen Zeit, zu der sie auch die beiden anderen Male aufgetaucht waren. Wie immer ließen sie die Autos am Wegrand stehen. Doch ich bemerkte, dass sie anstatt dort stehen zu bleiben, zu uns herüber kamen. Schnipser und Schnalzer bellten wütender denn je. Mama war auch diesmal im Haus. Und obwohl sie herausgerannt kam, um mich zu holen, konnte sie mich nicht schnell genug nach drinnen bringen. Bevor wir auch nur einen Schritt getan hatten, waren sie an dem Holzzaun, der unser *Ranchito* umgibt. Wie zu Eis erstarrt standen wir da, als wir die Unbekannten am Gatter sahen. Mama hielt mich an sich gedrückt. Den Blick auf die Männer gerichtet.

Ich war nicht fähig, etwas anderes zu tun, gestand sie Papa, als er von der Arbeit kam. Ich war erschrocken. Ich dachte zuerst, sie seien gekommen, um Irati zu holen.

Sie waren jedoch nicht gekommen, um mich zu holen. Das merkte Mama, sobald sie den Mund aufmachten.

Wie ist denn der Urlaub hier? fragten sie mit hämischem Grinsen.

Mama antwortete nicht. Sie war kreidebleich.

Mami!, musste ich jammern. Sie tat mir weh, als sie meinen Arm so fest umklammerte.

Sie sprachen Spanisch. Aber nicht wie die Leute von hier es tun, Humberto und die anderen.

Es waren Spanier, darin waren sich Mama und Papa einig.

Obwohl Mama keine Antwort gab, redeten die Spanier weiter.

Eine karge Gegend ist das hier, besonders, wenn man sie mit der herrlich immergrünen Landschaft des Baskenlands vergleicht. Wenn Ihnen das nicht gefällt, können wir Sie allerdings auch woanders hinbringen. Sie müssen es nur sagen. Wir haben eine Menge Orte für Sie zur Auswahl. Alle mit warmem Klima, ideal, um einen langen Urlaub zu verbringen. Wollen Sie nicht wissen, was wir anzubieten haben?

Unser Angebot scheint sie nicht besonders zu erfreuen. So sieht es doch aus, was Männer?, löste ein anderer den ersten ab.

Nein, nein, feixten die übrigen.

Vielleicht haben wir es ihnen nicht richtig erklärt. Versuchen wir es noch einmal.

Dann zählten sie Mama etwas auf, was offensichtlich die Namen spanischer Gefängnisse waren. Sie zitterte. Ich spürte es an ihren Armen, die mich umklammerten. Schweigend. Schnipser und Schnalzer dagegen wurden nicht müde zu bellen. Sie liefen

unaufhörlich um uns herum, ohne den Blick von den Fremden zu wenden.

Natürlich. Es ist auch möglich unser Angebot abzulehnen. Vielleicht wollen Sie lieber hier bleiben, den Ort nicht wechseln. Für ewig hier bleiben, wie Ihre Freunde Erro und Garzia. Das müssen Sie entscheiden...

Während er das sagte, griff er in sein Jackett. Er hatte eine Pistole in der Hand. Größer als die von Papa.

Sie wollen also lieber hier bleiben, lachte er und richtete die Pistole auf uns.

Mama schrie. Sie umklammerte mich noch fester mit ihren Armen, umklammerte mich bis es wehtat. Ich schrie auch. Die Männer lachten gellend. Um uns herum, völlig außer sich, Schnipser und Schnalzer.

Die sind ja vollkommen hysterisch, sagten die Männer zueinander.

Dann ertönte der Knall von Schüssen, zwei Mal. Plötzlich spürte ich die klebrige Wärme von Blut auf meiner Haut.

Erst als der Wind den von den Autos aufgewirbelten Staub davongetragen hatte, ließen mich Mamas Arme los. Vor unseren Füßen lagen unsere beiden Hunde in einer Pfütze aus Blut, stumm, den Blick zum Himmel gerichtet, der nicht blauer hätte sein können. Auch um das *Ranchito* herum herrschte vollkommene Stille. Weiden und Weg lagen wie im Schlaf.

Auch an jenem Abend holte Papa die Pistole unter dem Bett hervor. Aber er schoss nicht. Er sperrte die Tür sorgfältig zu und legte die Pistole unter das Kopfkissen.

Ich kann nicht sagen, worüber meine Eltern redeten, denn in dieser Nacht kam der Sandmann sofort zu mir. Ich weiß aber, dass Papa am nächsten Tag nicht zur Arbeit ging. Und ich auch nicht zur Schule. Wir frühstückten zusammen, wie am Wochenende. Dann fuhr Papa in die Stadt, zu Don Manuel.

Du weißt, wo die Pistole ist, sagte er zu Mama, bevor er losfuhr. Lasst alles verschlossen und geht nicht raus. Ich komme so schnell wie möglich zurück.

Der Tag wurde uns lang. Am Morgen half ich Mama bei der Hausarbeit. Aber nachdem wir nach dem Mittagessen das Geschirr gespült hatten, hatten wir nichts mehr zu tun. Auch vor dem Fernseher langweilte ich mich schnell. Mit den Puppen war es das Gleiche. Kaum begann ich mit ihnen zu spielen, fielen sie mir schon wieder aus den Händen. Mama ging es ähnlich. Sie klappte ein Buch auf, las ein paar wenige Seiten, klappte es wieder zu. Sie klappte ein anderes auf und das Ganze fing von vorne an.

Durch die Ritzen der Fensterläden schauten wir von Zeit zu Zeit hinaus. Der schmale Streifen blauen Himmels und fahlbraunen Bodens, den wir dort sahen, wechselte von einem Hinausschauen zum andern kaum sein Aussehen. Als sei es ein Foto.

Der Himmel war blutfarben, als wir Papas Auto hörten.

DIE Zeit bis zu Don Manuels Besuch zog sich lange hin für meine Eltern. Es vergingen nur ein paar Tage, bis er kam, aber in der Zwischenzeit fanden sie keinen Frieden. Wir taten, um was er uns gebeten hatten, bewegten uns nicht von dort fort. Blieben im Haus. Lediglich abends machten wir die Tür auf, um unser *Ranchito* zu lüften. Das tat auch Not. Wir schmorten dort drinnen. Die Sonne heizte das Metaldach auf und wir verbrachten den Tag in Schweiß gebadet. Und schrecklich gelangweilt, denn man konnte nichts machen. Aus Angst, die Spanier kämen zurück, musste aufmerksam beobachtet werden, was draußen vor sich ging. Jeder Laut und jede Bewegung. Abwechselnd spähten Papa und Mama durch die Ritzen. Da wir nicht spielen oder normal reden konnten, blieb uns nichts anderes übrig, als auf den Fernseher zu starren. Also starrten wir. Wir sahen vom Bett aus fern. Sahen, wohlgermerkt, denn der Ton durfte nicht laut gestellt werden. Zumindest bis Indurain auf-

tauchte. Dann ja. Mama rief Papa und wie ein Blitz stürzte er sich auf den Fernseher. Indurain hatte gerade das Rennen gewonnen.

Er ist aus Atarrabia. Aus Papis Dorf, erklärte er mir und zeigte auf den Radfahrer.

Das wusste ich. Wie sollte ich das nicht wissen, wo Papa so stolz darauf war. Indurain jedoch verschwand schnell vom Bildschirm. Und bevor wir es merkten, versanken wir in die gewohnte, bleierne und langweilige Stummheit.

So traf uns Don Manuel an: müde, genervt und stumm.

Diese Schweinehunde haben euch angelogen. Koldo und Rikardo leben, sagte er, bevor er einen Schluck von dem Kaffee nahm, den Mama ihm gebracht hatte.

Mama begann vor lauter Freude zu weinen.

Bisher haben sie bei sich noch niemanden bemerkt, aber vorsichtshalber müssen sie von dort verschwinden, fuhr Don Manuel fort. Ich glaube nicht, dass sie Ihnen etwas tun werden, aber sie haben jedenfalls die Zustimmung der D.F.-ler, Sie zu kontrollieren. Und Sie wissen ja, wo die vom D.F. ihre Finger im Spiel haben, kann ich nichts tun. Das sind zu große Fische für jemanden von hier.

Papa und Mama sahen sich an. Wir verstehen, sagten sie resigniert.

Dann entstand ein langes Schweigen. Durch die Ritzen am Fenster konnte man den Himmel sehen, der ein Meer von Sternen war. Don Manuel trank den Kaffee aus, den er in der Hand hielt, stand auf und ging zur Tür.

Meine Freunde aus Guanajuato haben mir versprochen, dass sie versuchen, sie im Auge zu behalten. Wenn Sie etwas brauchen, wissen Sie, wo Sie mich finden, sagte er von der Tür aus zum Abschied.

Die gestrige Nacht war für uns drei genauso lang, wie die Tage, die wir auf Don Manuel gewartet hatten. Stundenlang redeten Papa und Mama miteinander. Leiser denn je, fast flüsternd. Ich

bemühte mich nicht, zu verstehen, was sie sprachen. Denn ich weiß, was bald passieren wird. Wir werden alles, was in die Koffer passt, hineinpacken und eines Abends in der Dämmerung für immer von hier weggehen. So haben wir das Baskenland hinter uns gelassen, und auf die gleiche Weise werden wir auch diesen Ort verlassen. Deshalb habe ich Mama gebeten, ein Schwesterchen für mich zu bekommen. Denn ich möchte nicht wieder ohne Freunde dastehen. Damals habe ich Haritz und Oihane verloren, jetzt Schnipser und Schnalzer. Wir werden woanders hingehen, werden woanders anfangen zu leben, und wenn ich neue Freunde gefunden habe, werden wir auch von dort wieder fliehen müssen. Hätte ich jedoch ein Schwesterchen, hätte ich immer jemanden zum Spielen, egal, wohin wir gehen. Heute hat sie mir nicht geantwortet. Aber morgen werde ich sie noch einmal fragen.

Sicher wird sie erwidern, dass ich das nicht brauche, dass wir von dort, wo wir hingehen, nicht mehr fortgehen werden, dass ich dort viele Freunde haben werde. Das Gleiche hat sie mir gesagt, als wir hierher kamen, dass wir hier keine bösen Männer antreffen würden.

Die bösen Männer aber sind überall.